

五

# **Abdulrazak Gurnah**

**Nachleben**

**Roman**

**Aus dem Englischen von Eva Bonné**

**Büchergilde Gutenberg**

## EINS

### 1

Khalifa war sechsundzwanzig Jahre alt, als er den Kaufmann Amur Biashara kennenlernte. Zu der Zeit arbeitete er in einer kleinen Privatbank, die zwei Brüdern aus Gujarat gehörte. Von Indern geführte Privatbanken waren die einzigen, die sich auf das Gebaren der einheimischen Kaufleute einließen und Geschäfte mit ihnen machten; alle größeren Geldinstitute legten Wert auf Dokumente, Sicherheiten und Garantien, was den einheimischen Kaufleuten nicht immer passte. Sie verließen sich lieber auf ihre Netzwerke, auf Verbindungen, die für das Auge unsichtbar waren. Die Brüder hatten Khalifa eingestellt, weil er väterlicherseits mit ihnen verwandt war. Verwandt ist vielleicht ein zu starkes Wort, aber sein Vater stammte ebenfalls aus Gujarat, und manchmal war das Verwandtschaft genug. Khalifas Mutter kam vom Land. Sein Vater hatte sie bei der Arbeit auf der Farm eines indischen Großgrundbesitzers kennengelernt, zwei Tagesreisen von der Stadt entfernt, in der er fast sein gesamtes Erwachsenenleben verbracht hatte. Khalifa sah nicht wie ein Inder aus, beziehungsweise nicht wie jene Inder, die man in diesem Teil der Welt zu sehen gewohnt war, denn Haut, Haare und Nase hatte er von seiner afrikanischen Mutter geerbt; aber wenn es ihm gelegen kam, berief er sich gern auf seine Abstammung. »Ja, doch, mein Vater war Inder. Sieht man mir gar nicht an, was? Er hat meine Mutter geheiratet und war ihr immer treu. Manche Inder vergnügen sich mit Afrikanerinnen, die sie dann, sobald sie für eine indische Ehefrau bereit

sind, einfach sitzenlassen, aber mein Vater ist immer bei meiner Mutter geblieben.«

Khalifas Vater Qassim war in einem kleinen Dorf in Gujarat zur Welt gekommen, wo es Reiche und Arme gab, Hindus, Muslime und sogar ein paar Habescha-Christen. Qassims Familie war muslimisch und arm, er selbst ein fleißiger, an Entbehrungen gewöhnter Junge. Zunächst besuchte er die Moscheeschule in seinem Dorf, später dann eine staatliche Einrichtung in der nächstgelegenen Stadt, wo Gujarati gesprochen wurde. Sein Vater reiste als Steuereintreiber durchs Land; dass Qassim zur Schule ging, um später ebenfalls als Steuereintreiber oder in einem anderen achtbaren Beruf zu arbeiten, war seine Idee gewesen. Qassims Vater lebte nicht mit der Familie zusammen und besuchte sie höchstens zwei- oder dreimal im Jahr, während seine Mutter sich um die blinde Schwiegermutter und die fünf Kinder kümmerte. Qassim war der Älteste und hatte noch einen Bruder und drei Schwestern. Zwei davon, die beiden jüngsten, waren früh gestorben. Hin und wieder schickte der Vater Geld, aber im Grunde waren sie in ihrem Dorf auf sich allein gestellt und mussten jede Arbeit annehmen, die ihnen angeboten wurde. Als Qassim alt genug war, ermutigten ihn seine gujaratipranchigen Lehrer, sich für ein Stipendium an einer englischen Schule in Bombay zu bewerben, und ab dem Moment wendete sich das Schicksal. Sein Vater und andere Verwandte nahmen einen Kredit auf, damit er während seiner Zeit in Bombay möglichst gut unterkam. Nach einer Weile verbesserte sich seine Situation und er konnte zur Untermiete bei der Familie eines Schulfreundes wohnen, der ihm einen Job als Nachhilfelehrer für jüngere Kinder vermittelte. Mit den zusätzlichen Annas, die er auf diese Weise verdiente, kam er über die Runden.

Kurz nach dem Schulabschluss bot man ihm eine Stelle als Buchhalter bei einem Großgrundbesitzer an der afrikani-

schen Küste an. Die Einladung erschien ihm wie ein Segen, eröffnete sie ihm doch die Möglichkeit, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen und vielleicht sogar ein Abenteuer zu erleben. Sie hatte ihn über den Imam des Dorfes erreicht. Die Vorfahren des Großgrundbesitzers waren vor langer Zeit aus ebenjenem Dorf ausgewandert, und wann immer sie einen Buchhalter brauchten, bestellten sie ihn von dort. Damit wollten sie sichergehen, dass sich ein besonders loyaler und dienstbarer Mensch um ihre Geschäfte kümmerte. Jedes Jahr im Fastenmonat schickte Qassim dem Imam eine bestimmte Summe, die der Großgrundbesitzer von seinem Lohn einbehalten hatte und die für seine Familie bestimmt war. Er sollte niemals nach Gujarat zurückkehren.

Diese Geschichte seiner entbehrungsreichen Kindheit erzählte Qassim seinem Sohn Khalifa oft. Er erzählte sie, weil alle Väter solche Geschichten erzählen und weil er sich wünschte, dass der Junge Ehrgeiz entwickelte. Er brachte ihm das Lesen und Schreiben im lateinischen Alphabet und die Grundrechenarten bei. Als Khalifa ein bisschen älter war, ungefähr elf, schickte er ihn zu einem Privatlehrer in die Nachbarstadt, der ihn in Mathematik, Buchführung und Englisch unterrichten sollte. Es handelte sich dabei um Vorhaben und Pläne, die Qassim aus Indien mitgebracht, im eigenen Leben aber nie verwirklicht hatte.

Khalifa war nicht der einzige Schüler des Privatlehrers. Insgesamt waren sie zu viert, und alle waren indischer Abstammung. Sie wohnten im Haus ihres Lehrers und schliefen unter der Treppe im Flur, wo sie auch ihre Mahlzeiten einnahmen. Das Obergeschoss durften sie nicht betreten. Der Klassenraum war ein kleines Zimmer mit Bodenmatten und einem vergitterten Fenster hoch oben in der Wand, so hoch, dass sie nicht nach draußen sehen konnten; dafür konnten sie den Abwasserkanal riechen, der hinter dem Haus verlief. Vor und nach dem Unterricht hielt der Lehrer den Raum

verschlossen, überhaupt behandelte er ihn wie ein Heiligtum, das sie jeden Morgen vor der ersten Stunde fegen und putzen mussten. Unterricht fand frühmorgens statt, und dann noch einmal spätnachmittags, solange es noch hell war. Dazwischen wollte der Lehrer essen und Mittagsruhe halten, und abends unterrichtete er nicht, um Kerzen zu sparen. In den freien Stunden arbeiteten die Jungen auf dem Markt und am Strand, oder sie streiften durch die Straßen. Khalifa ahnte ja nicht, mit wie viel Wehmut er später an diese Zeit zurückdenken würde.

Er war im selben Jahr zu dem Privatlehrer gezogen, als die Deutschen in die Stadt kamen, und er blieb für fünf Jahre dort. Es war die Zeit des Abushiri-Aufstandes, als arabische und suahelische Küstenkaufleute und Karawanenhändler sich dem deutschen Herrschaftsanspruch über das Gebiet widersetzen. Aber die Deutschen, die Briten, die Franzosen, die Belgier, die Portugiesen, die Italiener und alle anderen hatten längst ihre Konferenzen abgehalten, ihre Landkarten gezeichnet und ihre Verträge unterschrieben, und so fiel der Widerstand nicht weiter ins Gewicht. Die Revolte wurde von Oberst Wissmann und seiner neu gebildeten Schutztruppe niedergeschlagen. Drei Jahre nach dem gescheiterten Abushiri-Aufstand, als Khalifas Zeit bei dem Privatlehrer zu Ende ging, zettelten die Deutschen einen weiteren Krieg an, diesmal gegen die Hehe im fernen Süden des Landes. Auch sie weigerten sich, die Deutschen als neue Herrscher anzuerkennen, und wie sich herausstellte, waren sie ausdauernder als Abushiri. Sie fügten der Schutztruppe unerwartet schwere Verluste zu, woraufhin diese noch entschlossener und grausamer gegen sie vorging.

Zur Freude seines Vaters bewies Khalifa ein großes Talent für Lesen, Schreiben und Buchführung. Auf Anraten des Privatlehrers schrieb der Vater der Bankiersfamilie aus Gujarat, die in derselben Stadt lebte. Der Lehrer entwarf einen Brief,

den er Khalifa nach Haus mitgab. Khalifas Vater schrieb den Entwurf ab und überreichte ihn einem Kutscher, der ihn dem Lehrer überbrachte, der ihn wiederum an die Bankiersbrüder weitergab. Alle waren sich einig, dass die Empfehlung des Lehrers hilfreich sein würde.

Sehr verehrte Herren, schrieb der Vater, hätten Sie in Ihrem geschätzten Unternehmen eine Stelle für meinen Sohn frei? Er ist ein fleißiger junger Mann und ein talentierter, wenn auch unerfahrener Buchhalter, der das lateinische Alphabet und die Grundlagen des Englischen beherrscht. Er wäre Ihnen sein Leben lang dankbar. Ihr bescheidener Bruder aus Gujarat.

Einige Monate später bekamen sie eine Antwort, allerdings nur, weil der Privatlehrer zu den Brüdern gegangen war und sie, um seinen guten Ruf zu retten, bekümmert hatte. In dem Brief stand: Schicken Sie ihn her, und wir versuchen es mit ihm. Falls er sich gut macht, bieten wir ihm eine Stelle an. Wir Muselmanen aus Gujarat müssen zusammenhalten. Denn wer würde auf uns achtgeben, wenn wir es nicht selbst tun?

Khalifa konnte es gar nicht erwarten, von seiner Familie wegzukommen, die immer noch auf dem Land des Großgrundbesitzers wohnte. Sein Vater war dort als Buchhalter angestellt, und während sie auf die Antwort der Bankiersbrüder warteten, half Khalifa ihm bei der Arbeit: Löhne erfassen, Aufträge schreiben, Ausgaben auflisten und Beschwerden über Zustände entgegennehmen, auf die er keinen Einfluss hatte. Die Landarbeit war schwer, die Bezahlung der Leute dürftig. Oft hatten sie mit Fieber, Schmerzen und Hunger zu kämpfen. Viele Arbeiter versorgten sich teilweise selbst und bestellten ein kleines, ihnen zugeteiltes Stück Land. Auch Khalifas Mutter Mariamu hielt es so und baute Tomaten, Spinat, Okraschoten und Süßkartoffeln an. Der Garten lag gleich neben dem beengten Häuschen der Familie. Manchmal fand Khalifa sein armseliges Leben dort so lang-

weilig und deprimierend, dass er sich nach der Zeit bei dem strengen Privatlehrer zurücksehnte. Als die Antwort der Bankiersbrüder eintraf, war er zur Abreise bereit und fest entschlossen, sich zu bewähren und die Stelle zu bekommen. Er sollte sie elf Jahre lang behalten. Falls die Brüder sich über sein Aussehen wunderten, ließen sie es sich nicht anmerken, sie sprachen Khalifa auch nie darauf an, anders als einige der indischen Bankkunden. Ja doch, er ist einer von uns, ein Guji wie wir, antworten die Brüder dann.

Khalifa war nur ein einfacher Angestellter, der Zahlen ins Kassenbuch eintrug und die Akten auf dem neuesten Stand hielt. Andere Aufgaben durfte er nicht übernehmen. Er bezweifelte, dass er das volle Vertrauen seiner Arbeitgeber genoss, aber so lief das im Geldgeschäft nun einmal. Die Brüder Hashim und Gulab verliehen Geld, was im Grunde, wie sie Khalifa erklärten, die Hauptaufgabe aller Banken war. Doch anders als die großen Häuser führten sie für ihre Kunden keine Privatkonten. Die Brüder waren fast gleich alt und sahen einander sehr ähnlich: Beide waren klein und stämmig und hatten ein freundliches Gesicht, breite Wangenknochen und einen sorgsam gestutzten Schnauzbart. Ihre wenigen Kunden, ausgesuchte Geschäftsmänner und Finanziers aus Gujarat, legten ihre Gewinne bei den Brüdern an, und diese verliehen das Geld gegen Zinsen an örtliche Händler und Kaufleute weiter. Jedes Jahr am Geburtstag des Propheten veranstalteten sie ein großes Maulid-Fest mit Lesung im Garten ihrer Villa und teilten Essen an alle aus, die kamen.

Khalifa arbeitete seit zehn Jahren für die Brüder, als Amur Biashara ihm einen Vorschlag unterbreitete. Er kannte den Kaufmann, weil der mit der Bank Geschäfte machte. Mehr als einmal hatte Khalifa ihm mit Informationen ausgeholfen, die er sich ohne das Wissen der Brüder angeeignet hatte, Angaben zu Provisionen und Zinsen beispielsweise, die es dem Kaufmann erlaubten, bessere Verträge abzuschließen. Amur



Biashara bezahlte Khalifa dafür. Genau genommen bestach er ihn. Die Summen waren immer klein und die Vorteile, die Amur Biashara daraus zog, ziemlich bescheiden; doch er hatte einen Ruf als Halsabschneider zu verlieren, und außerdem konnte er Geschäften unter der Hand nicht widerstehen. Dass Khalifa stets nur geringe Beträge annahm, half ihm dabei, sein schlechtes Gewissen zu beruhigen, denn immerhin hinterging er seine Arbeitgeber. Er redete sich ein, er sammle lediglich Berufserfahrung, und dazu gehörte eben auch eine Kenntnis von den Grauzonen des Geschäfts.

Ein paar Monate nachdem die kleine Abmachung zwischen Khalifa und Amur Biashara zustande gekommen war, beschlossen die Bankiersbrüder, ihr Geschäft nach Mombasa zu verlegen. Zu der Zeit wurde die Eisenbahnlinie zwischen Mombasa und Kisumu gebaut, und die Kolonialpolitik in Britisch-Ostafrika, wie es damals hieß, förderte die Ansiedlung von Europäern. Die Brüder sahen in dem Umzug eine Chance, und sie waren nicht die einzigen indischen Kaufleute und Gewerbetreibenden, die so dachten. Amur Biashara wollte seine Firma vergrößern, und so stellte er Khalifa ein, weil der im Gegensatz zu ihm selbst das lateinische Alphabet beherrschte. Der Kaufmann hoffte, von Khalifas Wissen profitieren zu können.

Mittlerweile hatten die Deutschen alle Revolten in Deutsch-Ostafrika unter Kontrolle gebracht, oder wenigstens glaubten sie das. Sie waren mit Abushiri, den Protesten an der Küste und dem Widerstand der Karawanenhändler fertig geworden. Nach langem Kampf hatten sie die Rebellion niedergeschlagen, Abushiri gefangen genommen und 1889 gehängt. Die Schutztruppe – eine Armee aus Askari genannten afrikanischen Söldnern unter dem Kommando von Oberst Wissmann und seinen deutschen Offizieren – bestand zu der Zeit aus entlassenen nubischen Soldaten, die für die Briten gegen die Mahdi im Sudan gekämpft hatten, und

aus Shangaan, Zulu-Rekruten aus dem südlich gelegenen Portugiesisch-Ostafrika. Die deutsche Verwaltung inszenierte Abushiris Hängung als öffentliches Spektakel, wie auch viele weitere Hinrichtungen in den folgenden Jahren. Fest entschlossen, der Region Ordnung und Zivilisation zu bringen, errichtete sie in der Festung von Bagamoyo, einer von Abushiris früheren Hochburgen, einen deutschen Kommandoposten. Bagamoyo war der Endpunkt der alten Karawanenroute und der wichtigste Hafen der Küste. Indem sie den Ort eroberten und besetzt hielten, bewiesen die Deutschen ihre Kontrolle über die Kolonie.

Trotzdem gab es noch viel für sie zu tun, denn auf ihrem Weg ins Hinterland begegneten ihnen weitere Völker, die kein Interesse daran hatten, deutsche Untertanen zu sein: die Nyamwezi, die Chagga, die Meru. Am meisten Ärger machten die Hehe im Süden. Unterworfen wurden sie erst nach acht Jahren Krieg, während derer ihr Widerstand ausgehungert, zermalmt und niedergebrannt wurde. Die siegreichen Deutschen schnitten dem Hehe-Anführer Mkwawa den Kopf ab und schickten ihn als Trophäe nach Deutschland. Fortan galten die Askari der Schutztruppe, die inzwischen durch Rekruten aus den bezwungenen Völkern verstärkt wurde, als erfahrene Zerstörungsmacht. Sie waren stolz auf ihren schlimmen Ruf, und den Offizieren und Verwaltern von Deutsch-Ostafrika kam das gerade recht. Noch ahnten sie nichts vom Maji-Maji-Aufstand, der sich in der Zeit, als Khalifa für Amur Biashara arbeitete, im Süden und Westen erheben, zur größten aller Rebellionen ausweiten und die Deutschen und ihre Askari-Armee zu noch größerer Grausamkeit anstacheln würde.

In jenen Jahren führte die deutsche Verwaltung neue Vorschriften und Regeln für den Handel ein. Amur Biashara erwartete, dass Khalifa ihn in diesen Fragen vertrat. Er erwartete, dass Khalifa die von der Verwaltung herausgegebenen

Dekrete und Berichte las und alle nötigen Zoll- und Steuerformulare ausfüllte, aber abgesehen davon ließ er sich nicht in die Karten sehen. Ständig führte er irgendetwas im Schilde, und nach einer Weile war Khalifa kein einfacher Buchhalter mehr, sondern ein Assistent, der alles erledigte, was von ihm verlangt wurde. Manchmal weihte der Kaufmann ihn ein, manchmal nicht. Khalifa schrieb Briefe und ging in die Verwaltungsbüros, um diese oder jene Lizenz abzuholen, er sammelte Tratsch und Informationen und versorgte alle Amtsleute, die der Kaufmann bei Laune halten wollte, mit kleinen Geschenken und Schmiergeldern. Anscheinend vertraute der Kaufmann auf ihn und seine Verschwiegenheit, soweit man bei Amur Biashara überhaupt von Vertrauen sprechen konnte.

Aber Amur Biashara war kein schwieriger Arbeitgeber. Er war ein kleiner, eleganter Mann mit sanftem, leisem Auftreten, der regelmäßig die örtliche Moschee besuchte. War jemandem ein kleineres Unglück widerfahren, beteiligte er sich an der Spendensammlung, und nie verpasste er die Bestattung eines Nachbarn. Durchreisende Fremde hätten ihn für nichts weniger gehalten als ein bescheidenes, wenn nicht gar lammfrommes Mitglied der Gesellschaft, doch die Einheimischen wussten es besser und tuschelten bewundernd über seine halsabschneiderische Art und seinen vermeintlichen Reichtum. Seine Geheimniskrämerei und seine Rücksichtslosigkeit in geschäftlichen Angelegenheiten gehörten für sie zu den grundlegenden Eigenschaften eines erfolgreichen Kaufmanns. Er betreibe seine Firma wie eine Intrige, pflegten die Leute zu sagen. Khalifa hielt ihn eher für einen Piraten, dem kein Handel zu schäbig war: Schmuggel, Geldverleih, das Horten von knappen Waren, dazu der übliche Import unterschiedlicher Güter. Was immer gerade gebraucht wurde, Amur Bishara konnte es liefern, und weil er niemandem vertraute und manche Transaktionen besonders diskret

ablaufen mussten, führte er seine Firma im Kopf. Khalifa hatte den Eindruck, dass es dem Kaufmann großes Vergnügen bereitete, Schmiergelder zu verteilen oder krumme Geschäfte zu machen, und dass es ihn freute, wenn sich etwas durch heimliche Zahlungen regeln ließ. Immerzu war er dabei, Geldbeträge zu überschlagen und sein Gegenüber abzuschätzen. Nach außen gab er sich sanft, und wenn er wollte, konnte er sogar gütig sein, aber Khalifa wusste, zu welcher Strenge er fähig war. Nach einigen Jahren bei Amur Biashara hatte er verstanden, wie hart das Herz des Kaufmanns in Wirklichkeit war.

Khalifa schrieb also die Briefe, zahlte die Schmiergelder, schnappte alle Informationen auf, die der Kaufmann beiläufig fallen ließ, und war halbwegs zufrieden. Er hatte eine Schwäche für Gerüchte, die er mit Eifer aufnahm und weiterverbreitete, und glücklicherweise hatte Amur Biashara gar nichts dagegen, dass er, statt am Schreibtisch zu sitzen, plaudernd auf der Straße stand oder seine Zeit im Café verbrachte, denn es war besser zu wissen, was geredet wurde, als im Dunkeln zu tappen. Khalifa hätte gern mehr beigetragen und sich in alle Geschäftsgeheimnisse einweihen lassen, doch dazu würde es wohl nie kommen. Er kannte ja nicht einmal die Zahlenkombination des Tresors; brauchte er ein Dokument, musste er den Kaufmann darum bitten. Amur Biashara bewahrte einen Haufen Geld in dem Tresor auf, und wenn Khalifa oder sonst jemand zugegen war, öffnete er die Tür nie ganz. Wollte er etwas herausholen, stellte er sich davor und schirmte das Rad mit dem Körper ab, und dann zog er die Tür einen Spaltbreit auf und griff so verstohlen hinein wie ein Dieb.

Khalifa war seit über drei Jahren bei Bwana Amur, als er vom plötzlichen Tod seiner Mutter erfuhr. Sie war mit Ende vierzig völlig unerwartet gestorben. Khalifa eilte nach Hause und fand seinen unglücklichen Vater in einem denkbar

schlechten Zustand vor. Obwohl Khalifa ein Einzelkind war, hatte er seine Eltern in der Vergangenheit nur selten besucht, und nun war er überrascht, den Vater so abgekämpft und schwach zu sehen. Der Mann war krank, hatte aber keine Gelegenheit gehabt, einen Heiler aufzusuchen und sich erklären zu lassen, was ihm fehlte. Es gab in der Gegend keine Ärzte, und das nächste Krankenhaus befand sich in der Küstenstadt, in der Khalifa jetzt wohnte.

»Du hättest mir eine Nachricht schicken sollen. Dann wäre ich früher gekommen und hätte dich zu mir geholt«, sagte er.

Sein Vater war entkräftet und zitterte am ganzen Leib. Nun, da er nicht mehr arbeiten konnte, saß er den ganzen Tag vor seinem Zwei-Zimmer-Häuschen auf dem Land des Großgrundbesitzers und starrte vor sich hin.

»Ich bin erst seit ein paar Monaten so schwach«, erzählte er Khalifa. »Ich habe immer geglaubt, ich würde als Erster gehen, aber jetzt ist deine Mutter mir zuvorgekommen. Sie hat einfach die Augen zugemacht und ist eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Was soll ich denn jetzt anfangen?«

Khalifa blieb vier Tage, und an den Symptomen erkannte er, dass sein Vater schwer an Malaria erkrankt war. Er hatte hohes Fieber und konnte kein Essen bei sich behalten, seine Augen waren gelblich und sein Urin rot verfärbt. Khalifa wusste aus eigener Erfahrung, wie gefährlich die Mücken auf dem Land sein konnten; nach jeder Nacht im kleinen Zimmer seines Vaters waren seine Hände und Ohren völlig zerstoßen. Am Morgen des vierten Tages wachte er auf und sah, dass sein Vater noch schlief. Er schlich hinaus und ging hinter Haus, um sich zu waschen und einen Tee aufzusetzen. Während er darauf wartete, dass das Wasser kochte, lief ihm plötzlich ein kalter Schauer über den Rücken; er rannte ins Haus zurück und sah, dass sein Vater nicht schlief, sondern gestorben war. Khalifa stand eine Weile da und blickte auf

den Mann hinunter, der im Leben so energisch und kämpferisch gewesen war und jetzt im Tod so hager und geschrumpft wirkte. Er deckte den Leichnam zu und lief ins Büro des Verwalters, um Hilfe zu holen. Der Leichnam wurde in eine kleine Dorfmoschee in der Nähe des Anwesens gebracht. Mit der Hilfe von anderen, die sich mit den Ritualen auskannten, wusch Khalifa ihn gemäß der Tradition. Später am selben Nachmittag beerdigten sie ihn auf dem Friedhof hinter der Moschee. Die wenigen Habseligkeiten, die seine Eltern ihm hinterlassen hatten, gab Khalifa dem Imam mit der Bitte, sie an Bedürftige zu verteilen.

Nach seiner Rückkehr in die Stadt und in den darauffolgenden Monaten fühlte Khalifa sich, als wäre er ein undankbarer, nutzloser Sohn und ganz allein auf der Welt. Dieses Empfinden traf ihn vollkommen unvorbereitet. Er hatte den größten Teil seines Lebens ohne seine Eltern verbracht, erst beim Privatlehrer, dann bei den Bankiersbrüdern und zuletzt beim Kaufmann, aber nie hatte er dabei ein schlechtes Gewissen gehabt oder geglaubt, er würde sie vernachlässigen. Doch ihr plötzliches Ableben ereilte ihn wie eine Katastrophe, und auf einmal kam er sich vor wie ein Verdammter. Er vergeudete sein Leben in einer fremden Stadt, in einem Land im permanenten Kriegszustand; schon jetzt gab es Berichte von einem neuen Aufstand im Südwesten.

Da wandte sich Amur Biashara an ihn.

»Du bist nun schon seit einigen Jahren bei mir ... seit wie vielen eigentlich? Drei? Vier?«, fragte er. »Du warst immer respektvoll und fleißig. Ich weiß das zu schätzen.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Khalifa und wusste nicht genau, ob er jetzt mit einer Gehaltserhöhung rechnen sollte oder mit seiner Entlassung.

»Ich weiß, der Verlust deiner Eltern war ein schwerer Schlag für dich. Ich konnte sehen, wie sehr er dir zugesetzt hat. Möge Gott ihren Seelen gnädig sein. Und weil du nun

Die Reihe *Büchergilde Weltempfänger* erscheint in Zusammenarbeit mit

**LITPROM**  
**LITERATUREN**  
**DER WELT**  
**==**

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Penguin Verlags, München

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Afterlives* bei Bloomsbury, London.

© der Originalausgabe: 2020 by Abdulrazak Gurnah

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2022 Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2023

Einbandgestaltung und Herstellung: Cosima Schneider

Umschlag: Street Artist / Fotograf: unbekannt

Satz: Clara Scheffler

Druck und Bindung: Friedrich Pustel, Regensburg

ISBN 978-3-7632-7441-3

[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)